

tretern den Eingeborenen zu nützen bestrebt war, aber doch gar nicht daran dachte, sie in absehbarer Zeit zur sozialen Selbständigkeit zu führen und dafür auszubilden. Heute erst erkennen wir, daß man sich in weiten Teilen der Welt, besonders der afrikanischen, zuviel Zeit gelassen hat und um eine Generation zu spät gekommen ist.

Die Kirche wird von diesem Urteil allerdings nicht in demselben Maß betroffen wie die politischen Kolonialmächte. Entgegen jenen Stimmen, die aus missionarischer Erfahrung an Ort und Stelle dagegen Bedenken vortragen, daß man die Heranbildung eines autochthonen Klerus forcieren, da er, insgesamt betrachtet, sich nur schwer in den Rahmen der Normen einfügen würde, die die europäische Tradition für den Priesterstand geschaffen hat, haben die Päpste seit Leo XIII. das Werk vom heiligen Petrus unterstützt und immer nachdrücklicher gefördert. Benedikt XV. erhob es 1920 in den Rang eines päpstlichen Missionswerkes mit allen Rechten und Privilegien eines solchen. Und sie unterstützten es je länger, desto nachdrücklicher.

Das war ein providentielles Verhalten des Heiligen Stuhles. Hätte die Kirche nicht rechtzeitig genug durch die Heranbildung eines einheimischen Klerus in allen Teilen der Welt und unter allen Völkern und Rassen zu erkennen gegeben und durch die Ernennung einheimischer Bischöfe noch unterstrichen, daß sie wirklich eine Kirche aller Völker ist und daß unter den Gläubigen der Unterschied: „Jude und Grieche, Sklave und Freier, Mann und Weib“ (Gal. 3, 28) nicht mehr gilt, dann würde sie wahrscheinlich noch mehr mit den Kolonialmächten identifiziert werden, als es ohnehin geschieht. Und was die Zukunft angeht, so ist die Zeit sicher nicht fern, da sich die jungen Staaten den Grundsatz der alten zu eigen machen werden, daß zu den ordentlichen Ämtern der Seelsorge und gar den höheren und hierarchischen Funktionen nur Bürger des eigenen Landes zugelassen werden, und es wird vermutlich ausländischen Priestern sehr schwer oder gar unmöglich gemacht werden, diese Staatsbürgerschaft zu erwerben. Wenn man auch hofft, daß die Freizügigkeit in der Welt allmählich erleichtert wird, so haben doch die meisten Missionsländer die Ära des Nationalismus erst noch zu durchwandern. Und da die Überwindung des Partikularismus der Völker, ja selbst der Diözesen, auch innerhalb der Kirche nur langsam fortschreitet, ist es eine Lebensfrage für die Missionen, besonders in Asien und Afrika, daß der einheimische Klerus mit allen Mitteln gefördert wird, so daß keine Berufung verlorengeht.

Dieser Aufgabe nun eben widmet sich das Werk des heiligen Petrus. Wie alle Missionswerke will es in erster Linie ein Werk des Gebetes sein. Gerade seine Aufgabe ist ja ganz an die Gnade Gottes gebunden; denn Gott allein beruft diejenigen, die er als seine Boten aussenden will: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt“ (Joh. 15, 16). Und darum: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende“ (Matth. 9, 38).

Um so weniger dürfte es an uns selbst scheitern, wenn Gott dieses Gebet erhört und in den Missionsländern Berufe weckt. Aber manche Berufung scheidet an mangelnder Unterstützung! Der Erzbischof von Saigon erklärte in einem Interview: „Das religiöse Problem in unserm Lande besteht hauptsächlich in dem Mangel an Priestern und an finanziellen Mitteln, den Nachwuchs heranzubil-

den. Die Berufungen zum Priestertum nehmen stark zu. Allein in meiner Diözese haben wir in diesem Jahr 360 Gesuche um Zulassung ins Seminar gehabt. Aber wegen des Platzmangels im Seminar mußten wir zwei Drittel davon zurückweisen. Das Problem der Vergrößerung der bestehenden Seminare und der Schaffung neuer ist ebenso schwerwiegend wie das des Mangels an Kirchen.“ Ähnlich äußerte sich der Erzbischof von Seoul: „Sehen Sie diese Situation! Ich bin gewiß, daß ich in meinem Volk zahlreiche Berufungen finde, gute und solide, aber Korea ist schrecklich ausgeplündert. Es gibt keine Reichen. Bei uns ist jedermann arm. Im Westen werden die Seminare unterstützt, weil man in Rechnung stellt, daß die Mehrzahl der Familien, aus denen Seminaristen kommen, nicht in der Lage ist, die Kosten für die Ausbildung ihrer Söhne zu tragen. Um so weniger bei uns in Korea, wo das Elend so groß ist. Was tun? Fragen Sie rundherum: Was tun?“

Das Werk des heiligen Petrus hat nicht mehr geben können, als ihm an Spenden zufloß. Die Summen betragen 3,15 Millionen Dollar im Jahre 1960, 3,61 Millionen Dollar 1961; Gesuche aus den Missionen für Seminarzwecke lagen vor in Höhe von 8 Millionen Dollar 1960 und in Höhe von 9,1 Millionen Dollar im Jahre 1961; das Mißverhältnis beziffert sich also auf mehr als 10 Millionen Dollar in den beiden Jahren. Da die Missionen ohnehin gehalten sind, nur den dringendsten Bedarf anzufordern, mußte die Differenz aus anderen kirchlichen Missionsmitteln beglichen werden, das heißt, andere Bedürfnisse mußten zurücktreten.

Im Jahre 1961 baten 338 Gymnasialseminare mit 26711 Schülern um Unterstützung und 93 Priesterseminare mit 3500 Studenten. Freilich könnte man einwenden, daß es auf der Erde ungefähr 400000 Priester gibt. Aber 85% von ihnen entfallen auf Europa und Nordamerika. So reichen die gegenwärtigen Priesterkandidaten in den Missionsseminaren noch nicht einmal hin zum Ersatz für die Jahr für Jahr ausscheidenden Priester ihrer Länder, geschweige denn zu einer angemessenen Vermehrung des Klerus in den Missionen.

Wer das Wort des Römerbriefs beherzigt, daß der Glaube vom Hören kommt, das Hören aber vom Wort Christi (vgl. Röm. 10, 17), der muß die Bitte um eine genügende Zahl guter Missionare wohl an die Spitze aller Anliegen stellen, und diese Missionare werden in Zukunft, wenigstens in vielen Ländern und zum größten Teil, einheimisch sein müssen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachbereich

Unsere Mitschuld am Kommunismus — Mit rund 600 Teilnehmern aus 13. Kongreß — Nationen fand im „Haus der Begegnung“ in Königstein im Taunus vom 2. bis 6. August 1963 der 13. Kongreß „Kirche in Not“ statt. Unter Leitung von Prälat Adolf Kindermann diskutierte der Kongreß, der seit 1951 alljährlich durchgeführt wird, die Frage der Mitschuld des Westens am Kommunismus. Die beim letzten Kongreß anwesende in- und ausländische Presse hatte dieses Thema angeregt. Auf einer Pressekonferenz am Eröffnungstag warnte Prälat Kindermann den Westen vor Illusionen. Nach wie vor befände sich die Kirche hinter

dem Eisernen Vorhang in Not. Chruschtschow hoffe, den passiven Widerstand der Christen in seinem Machtbereich zu brechen, wenn er dem Vatikan einen Schritt entgegenkomme. Er benutze die „diplomatische Aufweichung“ als Mittel des inneren Kirchenkampfes. Die Gefahr sei nicht zu übersehen, daß der Vatikan gegen die Bischöfe und der Episkopat gegen den niederen Klerus in den vom Kommunismus beherrschten Ländern, so vor allem in Polen, ausgespielt würden. Gleichzeitig verwahrte sich Kindermann gegen den Vorwurf aus dem Osten, „Einpeitscher des Antikommunismus“ zu sein.

Die Russische Kirche und der Kommunismus

Die Tagung begann mit einer Rede von Prälat Bernhard Hanssler, Bad Godesberg, über „Unsere Mitschuld am Kommunismus“, die erhebliches Aufsehen erregte. „Wenn die Christen am Kommunismus schuld haben, kann es nur die Schuld ihrer Versäumnisse sein“, stellte Hanssler fest. Hierbei handele es sich nicht um eine Anklage, sondern um eine Feststellung historischer Gegebenheiten und Zusammenhänge.

„Die Russische Kirche hat in der Tat vor dem Kommunismus versagt. Nicht beim Ausbruch und im Abrollen der Revolution. In dieser Phase der Entwicklung war sie machtlos wie jede Kirche in jedem revolutionären Umsturz. Lange vor der Revolution liegt das Versagen der Russischen Kirche“, sagte Hanssler. Die Russen seien bis 1917 ein frommes Volk gewesen. Es habe nicht die Abkehr von der Kirche und vom kirchlichen Leben wie im Westen gegeben. Aber diese Kirche habe sich im Zustand der Erstarrung befunden. Der Klerus habe in seiner völligen Abhängigkeit vom Staat keinerlei Ansehen genossen, er sei zudem in beschämendem Maße ungebildet gewesen. Er habe eher zum Typ des Schamanen als zum Typ des Lehrers und Verkündigers gehört, wie er einer Offenbarungsreligion wesentlich zugeordnet ist. Die Daseinsdeutung habe sich im Bereich der Russischen Kirche nicht in der christlichen Gemeinde, sondern nur innerhalb der verborgenen Tradition des Starzentrums und seiner konventikelhaften Verbindung mit einer sehr dünnen Schicht vollzogen. „Eine Kirche aber, die nicht mehr mit dem Geistesleben der Zeit Fühlung hat, die nicht im Gespräch bleibt mit der geistigen Spitze, die nicht die aus dem tiefsten Lebenswillen aufsteigenden heißesten Fragen einer geschichtlichen Stunde mitdenkt, verliert den Kontakt mit dem Leben, vermittelt keine umfassende Daseinsdeutung mehr und vermag keine Krise des Individuums oder der Gesellschaft mehr zu bannen.“

Die Christen des 19. Jahrhunderts und die soziale Bewegung

Letzteres gelte auch für die Christen des 19. Jahrhunderts in der geistigen und praktischen Auseinandersetzung mit der herausziehenden sozialen Bewegung des Westens. Zwar habe sich die kirchliche Theologie noch im ersten Drittel des Jahrhunderts großartig mit der Philosophie des deutschen Idealismus und mit der jungen, eben entstehenden Geschichtswissenschaft auseinandergesetzt. Dann aber schienen die Kräfte ermattet und aufgebraucht. Die Hochschultheologie habe sich fernab von den modernen ökonomischen und gesellschaftlichen Fragen vollzogen. Eine soziologische Barriere habe sie von den Schichten getrennt, die dem sozialistischen Gedankengut anheimfielen. Die Sozialisten aber hätten damals selber gar nicht mit der Kirche ins Gespräch kommen wollen.

Bischof Ketteler habe zwar die Gefahr der Entchristlichung der Arbeitermassen erkannt, aber auch er habe erst vom Frankfurter Katholikentag 1863 den Anstoß erhalten, sich eingehender mit dem Arbeiterproblem zu befassen. In der ganzen Zeit der Gärung habe sich die katholische Liebestätigkeit erfreulich weiterentwickelt und auf die neue Lage mit fürsorglichen Mitteln zu antworten versucht, aber ein katholisches sozialpolitisches Konzept habe sich ebensowenig entwickelt wie eine Eigentumslehre oder eine katholische Lehre von der Arbeit, die den Zentralbegriff der Epoche christlich geklärt hätte. *Rerum novarum* sei viel zu spät gekommen.

Das alles sei zwar betrüblich, man dürfe aber nicht übersehen, daß hier nicht nur schuldhafte Versäumnisse vorliegen, sondern daß dabei Faktoren im Spiel waren, auf die niemand Einfluß hatte. Die Kirche habe seit der Säkularisation in einer Strukturkrise gelebt, von der sie sich nur langsam erholte. Politisch folgte in Zentraleuropa auf den Ausbruch der Französischen Revolution die Restauration, die das gerne angebotene Bündnis mit der Kirche gesucht habe, und diese sei fast zwangsläufig zur Kirche der Bourgeoisie geworden. Die Arbeiterbewegung sei immer deutlicher unter den Einfluß des antichristlichen Materialismus geraten, sie habe sich mit der linken, atheistischen Hegelschule verbunden — wie sollte die Kirche in diese verschworene Gemeinschaft der Kirchengegner hineinwirken? Als die katholische Sozialbewegung sich endlich in den ersten katholischen Arbeitervereinen und schließlich im Volksverein für das katholische Deutschland ihre organisatorische Form schuf, sei die Entscheidung längst gefallen gewesen. Aus der Arbeiterbewegung sei der Sozialismus geworden, aus dem Sozialismus der Marxismus, aus dem Marxismus ein kirchenfeindlicher Kampfverband, der die Parole vertrat: Religion ist Opium für das Volk. Dieser Marxismus habe sich dann auf einem anderen Nährboden schließlich zum Bolschewismus entwickelt.

Die Geschichte und Vorgeschichte des Bolschewismus sei für uns aber nicht in erster Linie die Geschichte eines neuen sozialen Systems, sondern die Geschichte einer Abfallbewegung, sagte Hanssler. Und zum Abfall komme es, wenn die Kirche erschlaft, wenn ihre Verkündigung nicht mehr in die brennenden Fragen der Stunde hinein spricht, wenn es keine zündende und mitreißende Frömmigkeit mehr gibt, wenn konkurrierende Daseinsdeutungen aufkommen, die lebenskräftiger und zeitnaher scheinen, so daß daneben die religiösen Lehren verstaubt, altmodisch, lebensfern, unlebendig wirken. Vielleicht sei der Fehler der Kirche gar nicht darin gelegen, daß sie keine soziale Aktion schuf, sondern darin, daß sie nicht vermochte, eine zeitgerechte Frömmigkeit für den Menschen des beginnenden Massenzeitalters zu entwickeln.

Die heutigen Christen und die kommunistische Bedrohung

Ob man es bei Abwägung aller Gesichtspunkte wagen darf, den Christen der Vergangenheit in einem begründbaren Urteil die Schuld oder Mitschuld am Kommunismus anzulasten, müsse nach dem Dargelegten mehr als zweifelhaft sein. Wenn von Schuld geredet werden könne, dann offensichtlich mehr im Sinne einer „tragischen Schuld“.

Hanssler schloß sein Referat mit den Feststellungen: Was damals vielleicht entschuldbar war, nämlich das Hereinfallen auf den Kommunismus, hat für die Gegenwart den Charakter strafbarer Fahrlässigkeit. Christen, die jetzt in ihrem Christentum versagen oder die jetzt direkt

oder indirekt mit dem Kommunismus sympathisieren und ihn direkt oder indirekt fördern, sind eindeutig und unentschuldigbar des Verrates an der Sache Jesu Christi zu zeihen. Ein flaches Christentum, das auf die tiefe Erlösungssehnsucht nicht zu antworten vermag, ist heute eine direkte Förderung des Kommunismus von schuldhafter Art. Ein Christentum, das die Botschaft der Liebe nicht ernst nimmt, das stumpf und gleichgültig ist gegenüber der Not unserer Zeit, treibt die Notleidenden dem Kommunismus systematisch in die Arme. Wer heute irgendwo in der Welt als Christ oder Kirchenmann das soziale Evangelium mit Füßen tritt und aus der sozialen Botschaft der Päpste keine Konsequenzen zieht, fördert den Kommunismus. Also fördern ihn auch jene, die eine mehr oder weniger esoterische und sozusagen ästhetische Kirche anstreben, als bestünde das Christentum nur aus Mysterium und Kerygma und nicht zugleich in der heiligen und wachsamem Leidenschaft, dem Unrecht in der Welt zu wehren und mit allem Mut, allem Einsatz, allen Opfern geduldig an der Verwirklichung des sozialen Evangeliums in unserer Zeit zu arbeiten. Die Welt sei des Kommunismus müde nach soviel Terror, Unterdrückung und Unfreiheit. Dennoch könne sie morgen dem Kommunismus anheimfallen aus Müdigkeit und Kraftlosigkeit, wenn nicht gelebtes Christentum ihr den „anderen Weg“ vor Augen führt, den Weg der Ehrfurcht vor dem Menschen, der Gerechtigkeit, der Freiheit und der tätigen Liebe.

Die Schuld unserer Väter

Prof. Georg Stadtmüller vom Osteuropa-Institut, München, stellte die Frage: „Was ist in diesem Zeitalter Schuld der Ahnen?“ Es sei billig, eine nur oberflächliche Abrechnung mit der jüngsten Vergangenheit vorzunehmen. Geschichte sei nicht kausal-mechanisch zu erklären, sondern ein vielfältiges, vieldimensionales Geflecht von Ursache und Wirkung. So könne man auch keinen Stammbaum des Verhängnisses aufstellen, man könne nur auf eine Verwitterung der Glaubenssubstanz hinweisen. Zur Bildung der modernen totalitären Systeme habe eine allmähliche Abstumpfung des Gewissens geführt, der massenweisen Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ seien akademische Diskussionen glaubensentfremdeter Wissenschaftler vorausgegangen.

Die Pervertierung der Vaterlandsliebe in eine größenwahnsinnige Selbstüberschätzung der eigenen Nation sei mit ein Grund für das Verhängnis. Alle Nationen hätten einen Beitrag zu diesem Größenwahnsinn geleistet, an der Spitze Deutschland und Rußland. Eine leidvolle Erfahrung habe den europäischen Völkern die Falschheit des Satzes „Je schlechter es dem Nachbarn geht, desto besser geht es der eigenen Nation“ gezeigt. Die deutsch-französische Versöhnung sei aus dieser Erkenntnis entstanden und könne den Weg zu einer deutsch-polnischen Verständigung weisen. Es sei unsere Aufgabe, die Ignoranz und Verachtung gegenüber den Polen durch Kenntnis ihrer Kulturleistungen und Respekt zu ersetzen.

Die Chronik von Versagen und Schuld unserer Ahnen weise einen Mangel an aktueller Glaubensbereitschaft auf. Man habe oft zu spät erkannt, daß neue geistige Bewegungen Aufbrüche zur volleren Wahrheitsfindung sind. In der Spitzenregion der Wissenschaftler habe sich im letzten halben Jahrhundert ein völliger Klimawechsel gegenüber der Religion vollzogen. Diese neue positive Einstellung dieser Wissenschaftler zur Religion werde aber nur allmählich in die unteren Volksschichten hineinwirken.

Wir sind dazu berufen, schloß Prof. Stadtmüller, in der Gemeinschaft des Opfers über den Eisernen Vorhang hinweg dazu beizutragen, daß das, was gebessert werden kann, auch wirklich gebessert wird.

In einer Feierstunde am Sonntag zum 1100jährigen Gedenken an die Ankunft der Slawenapostel Cyrill und Method in Groß-Mähren hielt Prof. Karl Bosl, München, eine Vorlesung über das Wirken dieser beiden Glaubensboten auf dem Hintergrund der historischen Situation ihrer Zeit. Nachmittags gab Msgr. G. Müller, Berlin, einen Bericht über die Lage der Kirche in Mitteldeutschland. Wir werden darauf in unserer laufenden Berichterstattung über die Lage der Kirche in der Sowjetzone zurückkommen.

Die Versuchung aus Moskau

Nachdem der Kongreß mit bemerkenswerter Offenheit die Mitschuld des westlichen Christentums am Kommunismus erörtert hatte, schufen Erklärungen von P. Werenfried *van Straaten* O.Praem eine hochpolitische Atmosphäre auf dem Hintergrund der vatikanischen Ostpolitik. Offenbar aus der Befürchtung, die Kurie könnte falsch beraten sein, erklärte er, die Taten der Kommunisten seien immer noch auf die totale Vernichtung des Christentums gerichtet, daher könne die Kirche keinen Pakt mit Moskau schließen, ohne das Vertrauen der Unterdrückten zu verlieren. Die jetzige Taktik der Verfolger sei, die Hirten zu sparen und die Herde zu schlagen. Daher sei ein freigelassener Bischof kein Beweis für die Freiheit der Kirche, die noch genauso geknebelt sei wie früher. Es sei zwar möglich, daß der Kreml jetzt Gründe habe, der Kirche gegenüber eine gemäßigte Politik zu führen, aber ein Gespräch mit Moskau dürfe nicht durch Totschweigen der Kirchenverfolgung vorbereitet werden, was nun freilich weder dem verstorbenen Papst Johannes XXIII. noch Papst Paul VI. vorgeworfen werden kann (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 504).

Soweit leichtgläubige katholische Kreise aus der überlegten Politik des Vatikans Kurzschlüsse ziehen — und das scheint leider der Fall zu sein —, wies Pater Werenfried mit Recht auf die furchtbare Erniedrigung und Demütigung der Orthodoxen Kirche durch die Sowjets hin und erklärte dann wörtlich: „Groß ist die Verwirrung der Geister. Während man von Wiedervereinigung im Glauben spricht, ist unsere innere Einheit bedroht. Die Katholiken sind geteilt. Die doktrinäre und disziplinarische Krise ist so groß, daß manche Bischöfe nicht mehr Herr der Lage sind. Voreilige Reformatoren glaubten schon, eine ‚prä-johanneische Mentalität‘ mißbilligen zu müssen. So wird ein Papst, der für Einheit und Frieden starb, von einer Gruppe annektiert und als Prinzip der Zwietracht mißbraucht. Die Parole für diese Geschmacklosigkeit kam von Moskau und war in den Sowjetzeitungen zu lesen: ‚Jetzt gibt es nur zwei Staatsmänner: Chruschtschow, der die Entstalinisierung, und Papst Johannes, der die Entpacellisierung durchgeführt hat.‘ Viele Katholiken haben dieses Gift geschluckt . . . Die Güte des Papstes Johannes wird falsch gedeutet. So destilliert man aus *Pacem in terris* die These, daß die Zusammenarbeit mit dem Kommunismus jetzt angebracht sei, obwohl das weder aus dem Buchstaben noch aus dem Geist der Enzyklika folgt. Chruschtschow dringt in das Heiligtum ein . . .“

P. Werenfried schloß seine Rede mit einem Aufruf, den Millionen hungernder und kranker Menschen in der Welt zu helfen. Wenn der Westen seinen Wohlstandsmaterialis-

mus nicht ablege, brauche er sich nicht zu wundern, wenn eines Tages die Chinesen seine Kathedralen in die Luft sprengen.

Zeitfragen und Irrungen

In der Schlußrede des Kongresses forderte Chefredakteur Oskar Neisinger die Anwesenden auf, sich mit den Tendenzen der Zeit auseinanderzusetzen. In scharfer Form wandte er sich gegen „literarische Schwarmgeister in der Bundesrepublik“, die jedes Engagement der Kirche in der pluralistischen Gesellschaft ablehnen. Ihr Ideal sei eine rein spirituelle „Elite-Kirche“, die alle Mittel des Wirkens in der Welt mißbilligt. Die Konsequenz dieser Theorie wäre, daß die Kirche in den westlichen Demokratien in die Katakomben ginge.

„Wer die Kirche liebt“, erklärte Neisinger, „muß den Mut zur innerkirchlichen Kritik und Reform haben, zu einer Kritik, die nicht zerstört, sondern in sachgerechter Form und vor den richtigen Ohren aufbaut.“ Man könne es sich nicht so leicht machen wie Amery und Böll, die „ihren angestauten Ärger einfach in die Öffentlichkeit schreien und dabei auch noch die Genugtuung erfahren, Bestseller-Autoren zu werden“.

Der Kongreß endete mit einer Resolution, in der begrüßt wurde, daß „befugte und verantwortliche“ Persönlichkeiten Gespräche zur Linderung der Not für die Kirche des Schweigens führen. Dankbar wurde festgestellt, daß die weltweiten Bemühungen um Entspannung auch zu gewissen menschlichen Erleichterungen für die Kirche im Ostblock geführt haben, gleichzeitig aber bedauert, daß für die Kirche in den meisten Ländern hinter dem Eisernen Vorhang bisher nicht das Existenzminimum gesichert werden konnte.

Fastenopfer 1963 der Schweizer Katholiken

Nach dem großen Auftakt des Schweizer Missionsjahres 1960/61 (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 439ff.),

das nach der endgültigen Schlußabrechnung einen Gesamtbetrag von 17,5 Millionen Franken erbrachte, wurde bereits im folgenden Jahr unter dem Patronat der Schweizer Bischöfe das jährliche „Fastenopfer“ als Dauerinstitution eingeführt. Das Fastenopfer 1963 wurde am 1. Juli abgeschlossen. Das Gesamtergebnis beläuft sich auf 5 305 013 Franken. Davon stammen 4 647 117 Fr. aus der deutschen, 487 135 Fr. aus der französischen und 170 761 aus der italienischen Schweiz. Das Ergebnis übertrifft das des Vorjahres um 1 107 265 Fr., was einer Zunahme um 25 Prozent entspricht.

Das Motto des Fastenopfers „Wir teilen“ hat eine Doppelbedeutung. Einmal ist es das Teilen des Christen mit dem leidenden Bruder; zum andern aber auch das Aufteilen der materiellen Ergebnisse an die Bedürfnisse der Heimat- und der Weltkirche (je zur Hälfte). So erhielten die Schweizer Bischöfe ein Viertel des Inlandsanteils des Ertrages des Fastenopfers 1962, den das „Katholische Missionsjahrbuch der Schweiz 1963“ mit 4,2 Millionen Franken angibt, für ihre Diözesanwerke. Die restlichen drei Viertel wurden für überdiözesane Projekte verwendet: für Lehrlings- und Studentenheime, Passantinnenhaus, Katholische Akademie, gesamtschweizerische Adressenzentrale, katholisches Informationszentrum, liturgisches Institut, Aktion der katholischen Ärztevereinerung gegen die Schwangerschaftsunterbrechung, Apologetische Institute, Fernkurs des Werkes „Opus Dei“ für Glaubenslehre usw.

Der Missionsanteil ging zu einem Fünftel an die Päpstlichen Missionswerke. Mit dem Rest wurden Missionsprojekte in aller Welt finanziert. Da allein für den Missionsanteil rund 70 Hilfsgesuche mit einer Gesamtantragssumme von über 9 Millionen Franken vorlagen, konnte mit dem zur Verfügung stehenden Geld nur einem kleinen Teil geholfen werden.

Die Verteilung des Fastenopfers 1963 wird in gleicher Weise erfolgen. Eine Kommission von Theologen hat inzwischen bereits die geistigen Linien für das nächste Fastenopfer entworfen, damit sein Hauptziel, die religiöse Erneuerung, mit geeigneten Mitteln angestrebt werden kann.

Aus dem Vatikan

**Personal-
veränderungen in
der Römischen Kurie** Am 22. Juli 1963 starb im Alter von 79 Jahren Kardinal Valerio Valeri, Präfekt der Ordenskongregation der Römischen Kurie und Präsident der Kommission des Zweiten Vatikanischen Konzils für die gleiche Materie.

Am 26. Juli 1963 wurde Kardinal Ildebrando Antoniutti zum Präfekten der Ordenskongregation und am 6. August zum Präsidenten der Kommission für Angelegenheiten der Orden beim Konzil ernannt.

**Papst Paul VI.
im Gespräch mit den
politischen Mächten** Schon anlässlich seiner Krönung hatte Papst Paul VI. Gelegenheit, mit mehreren Staatsoberhäuptern zu sprechen, die ihm die Ehre ihrer Teilnahme an den Feierlichkeiten gegeben hatten. Am 29. Juni empfing er den Staatspräsidenten Goulart von Brasilien und übermittelte ihm den Wunsch, daß der innere Friede in diesem Lande gefestigt werden und die soziale Entwicklung der minderbemittelten Schichten der Gesellschaft voranschreiten möge. Am 1. Juli machten König Baudouin von Belgien und Königin Fabiola dem Heiligen Vater ihren Besuch, wobei er den missionarischen Eifer der belgischen Katholiken rühmte, ebenso wie am 2. Juli gegenüber dem irischen Staatspräsidenten de Valera die Ruhmestaten des irischen Volkes auf dem Gebiet der Mission.

Paul VI. und Kennedy

Am 2. Juli sprach Paul VI. auch mit Präsident John F. Kennedy. Es ist wohl nicht schwer zu erraten, daß die Erhaltung des Friedens den wichtigsten Inhalt ihres Gesprächs ausmachte. In seiner Ansprache erinnerte der Papst daran, daß das amerikanische Volk „die hohen Ideale seiner Anfänge“ in der Gegenwart seines blühenden Wohlstands nicht vergessen habe, sondern mit großen Kosten die ärmeren Völker und die Entwicklungsländer an seinem Reichtum teilhaben lasse. Der Raumforschung wünschte er, daß sie in den Dienst der Ehre Gottes gestellt werden möge und der Menschheit zum Nutzen gereiche.

„Oft hören Wir in den Reden Ew. Exzellenz, mit welcher Ehrlichkeit Sie die hohen Grundsätze der Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit anrufen. Wir finden darin eine spontane Harmonie mit dem, was Unser verehrter Vorgänger Papst Johannes XXIII. in seiner letzten Enzyklika *Pacem in terris* sagte, als er der Welt neuerdings die beständige Lehre der Kirche über die Würde der individuellen menschlichen Person darlegte, eine Würde, die

der allmächtige Schöpfer begründete, indem er den Menschen nach seinem eigenen Bild und Gleichnis schuf. Wir gedenken in Unserm Gebet der Bemühungen, allen Ihren Bürgern die gleichen Bürgerrechte zu verschaffen, die ihre Grundlage darin haben, daß alle Menschen als Personen und als Kinder Gottes gleich sind“ (vgl. „Osservatore Romano“, 3. 7. 63). Mit diesen Worten beabsichtigte der Papst offensichtlich, die von Kennedy vertretene Gleichberechtigung aller Rassen in den USA zu unterstützen.

Die Vereinten Nationen

Am 11. Juli empfing Papst Paul VI. den Generalsekretär der Vereinten Nationen, U Thant. Er nahm die Gelegenheit wahr, um seine Einstellung zu dem Gedanken eines übernationalen Zusammenschlusses der Völker zu bekunden: „Der Heilige Stuhl ... hat eine sehr hohe Meinung von dieser internationalen Organisation. Er betrachtet sie als eine Frucht der Kultur, der die katholische Kirche und ihr lebendiger Mittelpunkt, der Heilige Stuhl, ihre Lebensgrundsätze gegeben haben. Er betrachtet sie als ein Mittel der Brüderlichkeit unter den Völkern, die der Heilige Stuhl immer gewünscht und gefördert hat, und deshalb zugleich als Instrument, um in brüderlicher Weise den Fortschritt und den Frieden unter den Menschen zu fördern. Er betrachtet die Vereinten Nationen als die Form beständiger Verbesserung und Entwicklung eines ausgeglichenen und gemeinschaftlichen Lebens der ganzen Menschheit in ihrer geschichtlichen, irdischen Ordnung. Die Universalität der katholischen Kirche, deren Herz hier in Rom schlägt, strahlt von der geistlichen Ebene gewissermaßen bei den Vereinten Nationen in die irdische Wirklichkeit hinüber. Die Ideologien der Mitglieder der Vereinten Nationen sind zwar gewiß vielgestaltig und verschieden, was die katholische Kirche mit der gebührenden Aufmerksamkeit beobachtet; aber die Annäherung so vieler Völker, Rassen und Staaten in einer einzigen Organisation mit dem Zweck, die Leiden des Krieges fernzuhalten und die gute Sache des Friedens zu fördern, ist ein Faktum, das der Heilige Stuhl als übereinstimmend mit seiner Idee der Menschheit und als einen Bestandteil seiner geistlichen Sendung in der Welt empfindet. In den letzten Jahren war die Stimme Unserer Vorgänger unter den ersten, die die Bildung einer solchen Körperschaft, wie es diejenige ist, deren Geschäfte Sie, Herr U Thant, führen, gewünscht haben. Schon Benedikt XV. hat sie zu seiner Zeit herbeigeseht. Ihre Grundsätze waren sehr weitsichtig in der Weihnachtsbotschaft Pius' XII. von 1939 und in der Botschaft vom September 1944 umrissen. Dann wurde ihre Bedeutung von neuem unterstrichen und die Vervollkommnung ihrer Tätigkeit ermutigt durch Papst Johannes XXIII. in seiner letzten Enzyklika *Pacem in terris*, deren Text mit der eigenhändigen Unterschrift des Papstes Ihnen, Herr Generalsekretär, durch Kardinal Suenens überreicht wurde.“

Der Papst schloß, indem er nochmals die Wertschätzung der Päpste für die Vereinten Nationen ausdrückte, und verband damit „Unsere Hoffnungen für das grundlegende Programm der UN, besonders im Hinblick auf die Ausrottung des Krieges, die Unterstützung für die Entwicklungsländer und die Völker, die der Verteidigung und Hilfe bedürfen, und in Hinsicht auf die gesetzlichen Freiheiten der einzelnen und der Gruppen und die Sicherung der Rechte und der Würde der menschlichen Person“ (vgl. „Osservatore Romano“, 12. 7. 63).

Präsident Segni

Am 24. Juli stattete der italienische Staatspräsident Segni dem Papst seinen ersten Besuch ab. Der Heilige Vater betonte in seiner Ansprache „die vollkommene Normalität“ der Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien, das Ergebnis des „friedlichen und glücklichen Gleichgewichtes“, das die Lateranverträge von 1929 hergestellt haben. Den Vatikanstaat nannte der Papst „den winzigen Sitz Unserer irdischen Souveränität, das Zeichen und Instrument der Unabhängigkeit Unserer geistlichen universalen Mission“. Der italienischen Nation wünschte er, daß sie ihre Freiheit und Unabhängigkeit bewahren möge, ebenso aber auch das allzeit klare Bewußtsein ihres sittlichen und religiösen Erbes, das sie nicht als eine Last aus vergangenen Zeiten ansehen möge, sondern als Quelle jugendlicher Energie beim Aufbau einer neuen Zeit, als Band nationaler Einheit und als Antrieb für einen sozialen Fortschritt (vgl. „Osservatore Romano“, 25. 7. 63).

Der Vertrag von Moskau

Als letzte Äußerung des Papstes gegenüber den politischen Mächten verzeichnen wir sein Telegramm vom 5. August 1963 an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, den britischen und den sowjetischen Ministerpräsidenten und den Generalsekretär der Vereinten Nationen aus Anlaß der Unterzeichnung des Moskauer Vertrages über die Beschränkung der Atomtests:

„Die Unterzeichnung des Vertrages über das Verbot nuklearer Experimente hat auch Unser Herz zuinnerst bewegt; denn Wir sehen darin einen Beweis guten Willens, ein Unterpfand der Einmütigkeit, ein Versprechen für eine heiterere Zukunft.

Indem Wir, in Unserer stetigen Sorge um das Wohl der Menschheit, von Herzen das Echo der Befriedigung und Hoffnung begrüßen, das von allen Enden der Welt sich erhebt, bringen Wir Unsere Glückwünsche zum Ausdruck für die Vollendung einer so stärkenden und bedeutungsvollen Tat, und Wir beten zu Gott, daß er einem neuen und wahren Frieden in der Welt den Weg bereiten wolle.“

Papst Paul VI. über die Katholische Aktion In den ersten Wochen seines Pontifikates hat Papst Paul VI. kein anderes Thema so häufig erörtert wie das der Katholischen Aktion. Allerdings häuften sich die Anlässe dafür ohne sein Zutun; denn im Juli fanden in Rom eine ganze Reihe von Kongressen, Tagungen und Studienwochen verschiedener Zweige und Funktionsgruppen der Katholischen Aktion Italiens statt. Sie kamen zu schnell nach seinem Amtsantritt, als daß er, wie er selbst sagte, „entsprechend seinem Wunsch und der Wichtigkeit der Sache auf das Motiv der Besuche“ (vgl. „Osservatore Romano“, 6. 7. 63) hätte eingehen können. Er mußte sich auf Überlegungen und Ermahnungen allgemeinen Charakters beschränken. Diese aber zeigen, daß die Bildung einer Elite von Laien, wie sie in der Katholischen Aktion angestrebt wird, für die organische innere und äußere Entfaltung der Kirche in den Augen des Papstes von unersetzlichem Wert ist und daß er es dieser Elite zutraut und anvertraut, eine neue Dynamik im Leben der Kirche in Gang zu setzen.

Die Jugend

Am 4. Juli empfing er die Geistlichen Assistenten der italienischen Diözesen, die die Katholische Jugend betreuen. Seine fünfundzwanzigjährige Arbeit mit der

Jugend und die Erlebnisse seiner letzten Jahre, so sagte er, hätten ihm Erfahrungen, Befriedigung und Hoffnung in bezug auf die katholische Jugend vermittelt. Die seelsorgliche Betreuung der Jugend im Rahmen der Katholischen Aktion nehme unter den pastoralen Aufgaben „in gewissen Beziehungen einen ersten Platz ein“. Ohne sie gebe es keine wirksame und organische Seelsorge; denn hier gehe es nicht um den allgemeinen und gleichförmigen geistlichen Beistand für Gläubige, sondern um jene Bildung, Erziehung und Hinführung zum religiösen Leben, die, wenn sie gelingt, „katholische Reife, die Fähigkeit zu einem vollen und aktiven Bekenntnis des Namens Christi sowie die tätige, liebevolle und unerschütterliche Treue zur Kirche“ hervorruft. Die katholische Jugendarbeit müsse sich auch auf den Sport und den Tourismus erstrecken; wenn sie die Jugend in ihren Interessen anspreche, werde sie zu einem dritten Erziehungsfaktor neben Elternhaus und Schule (vgl. „Osservatore Romano“, 6. 7. 63).

Die Frauen

Am 5. Juli empfing der Papst die Diözesanvorsitzenden der Katholischen Aktion der Frauen Italiens. Diese Begegnung gab ihm Gelegenheit, den unschätzbaren Wert apostolischer Mitarbeit der Frauen in den Gemeinden zu rühmen, die er in einem ungewohnten, aber treffenden Bilde mit den „ausgespannten Antennen“ verglich, mittels derer der Pfarrer die wirklichen Bedürfnisse der Gläubigen erfährt.

Das Thema des Kongresses hieß: „Apostolat und Pastoral“. Der Heilige Vater deutete es so, daß die Frauen der Katholischen Aktion ihr Apostolat möglichst dem pastoralen Amt der Kirche anzunähern bestrebt sein sollen. Pastoral ist ein geläufiger Ausdruck für das Bemühen um die Beständigkeit der Glaubenslehre und den lebendigen Ausdruck des Glaubens in der Tat. Der pastorale Dienst ist besonders durch das Moment der Verantwortung gekennzeichnet, die den Hirten bis zur Hingabe des Lebens gegenüber seinen Schäflein bindet und die sich in einem von Liebe durchseelten Tätigsein bekundet.

In dieser Bereitschaft, aus tätiger Liebe das Äußerste herzugeben, liegt das Verbindende zwischen dem Seelsorger und der gläubigen Frau und Mutter, zwischen Hirtenliebe und Mutterliebe. Deshalb kann eine christliche Frau auch die Bereitschaft aufbringen, ihre Liebe auszuweiten und ohne kanonische Investitur die Verantwortung des Hirten mitzutragen, sozusagen als „officium amoris“ (Augustinus, In Joh. 123, 5).

Wenn eine katholische Frau die Kirche so mit dem Auge des Hirten sieht, bieten sich ihr viele Sorgen dar. Der Papst verglich sie mit den Sorgen der Mutter Gottes bei der Hochzeit zu Kana. Eine rein materielle Verlegenheit verwandelte sich unter dem gütigen und behütenden Blick Marias in die Sorge um die innere Ruhe der Brautleute!

Ihr werdet, so rief der Papst den Frauen zu, in euren Pfarreien und Gemeinschaften und im ganzen sozialen Leben entdecken, wie sehr es am Wein fehlt! Und so ist das Eingreifen des Herrn immer wieder nötig und euere Mithilfe bei der Wiederherstellung der guten Sitten, bei der Sorge für die Kinder, bei der Erziehung der Jugend, bei der Katechese, bei der Belebung des Gottesdienstes. Wie ausgespannte Antennen werdet ihr wahrnehmen, was alles not tut.

Die Frauen haben aber auch den Blick für das real Mögliche. Sie sehen nicht nur, sie handeln auch. Mögen sie sich

auf ihren praktischen Genius verlassen: Wir haben uns entschlossen; gehen wir ans Werk! Man gebe uns einen Auftrag; wir werden ihn ausführen!

„Es scheint so“, fuhr der Papst fort, „daß euer pastorales Gewissen sich weitet im Sinne einer Entwicklung, die sich auch sonst in der Kirche unserer Tage anbahnt. Es ist, Wir nennen es so, und man kann das als einen genauen Ausdruck ansehen, der beachtet werden soll: das Erwachen des Sinnes für Gemeinschaft in der Gemeinschaft. Die Kirche erscheint demnach nicht mehr unter einem partikulären Gesichtspunkt, als individuelles Bedürfnis. Sie ist nicht eine Einzelperson, ein Individuum, sondern Familie, die große Ekklesia, die Versammlung um den Altar und den Priester. So sind die katholischen Frauen in einer gewissen Weise die Helferinnen, die Mütter einer ganzen geistlichen Familie geworden.“

Der Heilige Vater erläuterte diesen Gedanken am Beispiel der Purpurchändlerin Lydia, die Paulus und Silas in Philippi ihr Haus öffnete, ja sie hineinnötigte und so die christliche Gemeinde zu Philippi begründete (vgl. Apg. 16). Diese Lydia, sagte er, ist das Beispiel einer christlichen Frau. „Die Frauen der Katholischen Aktion verstehen es, den Hirten zu nötigen, daß er sich ihrer Mitwirkung bediene.“ Sie haben ein Gefühl für die notwendigen Mittel, das Wort Gottes, die Gnade und das Heil zu den Menschen zu bringen. Sie können deshalb mit gutem Recht als beste Hilfe des Seelsorgers bezeichnet werden (vgl. „Osservatore Romano“, 7. 7. 63).

Die Jugend und das Übernatürliche

Am 10. Juli richtete der Papst sein Wort an mehrere Gruppen, darunter zunächst an die geistlichen Diözesanassistenten der weiblichen Jugend, die sich auf ihrer Tagung mit der „Erziehung der weiblichen Jugend zum Übernatürlichen“ beschäftigt hatten. Ihnen sagte er: Man könne die Frage stellen, ob die heutige Jugend dafür disponiert sei, da viele Einflüsse sie in eine andere Sinnesrichtung drängen. „Dennoch zeigt die pastorale Erfahrung der letzten Jahre, daß in der jugendlichen Seele, kraft eines wahren und wirklichen Eingreifens der Gnade der göttlichen Vorsehung, eine große Aufgeschlossenheit gegenüber den ausgesprochen religiösen und geistlichen Fragen vorhanden ist. Es würde genügen, an alle Fortschritte im inneren Leben zu denken, die in unserer Zeit herangereift sind, das heißt eine tiefere Bildung, mehr Sinn für die Betrachtung, Ernsthaftigkeit der Vorsätze, Sehnsucht nach wesentlichen Lebenszielen, wie das die vorhergehenden Generationen vielleicht nicht in gleichem Maß besessen haben.“ Als Symptome für diese innere Haltung nannte der Heilige Vater das Interesse an der Liturgie, die Steigerung des Sakramentenempfanges und das Bedürfnis nach geistlicher Führung. Darin zeige sich auch eine neue Einstellung der Jugend zur Kirche, die als Zugehörigkeit zum Corpus mysticum erlebt werde.

Die Lehrer

Dann wandte der Papst sich an die anwesenden Mitglieder der Katholischen Aktion der Volksschullehrer, deren Beruf schon dadurch geädelt wird, daß der Herr selbst sich den Titel eines Lehrers beilegte. Die Gegenwärtigkeit des seelsorgerischen Einflusses in der Schule und durch die Schule sei unentbehrlich für ein blühendes Gemeindeleben, wie man das besonders in Amerika studieren könne. „Dort hat man mit der Schule begonnen, um dann die Kirche zu bauen und die neue christliche Gemeinde zu

entwickeln.“ Die Lehrer müßten von dem Bewußtsein durchdrungen sein, daß es sich bei ihrer Tätigkeit „nicht um irgendeine Arbeit handelt, sondern um eine Berufung, um eine wirkliche und eigentliche Mission. Der Auftrag, die Intelligenz zu erschließen, die erste Begegnung der Kinder mit der Wertwelt herbeizuführen und ihrer Seele das einzupflanzen, was sie wohl nie vergessen werden und was unzerstörbar in ihrer Erinnerung haftenbleiben wird, solange sie leben, das ist ein großartiger Dienst an der Wahrheit.“ Auch wenn das soziale Niveau des Lehrerstandes in manchen Ländern seiner hohen Aufgabe noch nicht entspreche, müßten die Lehrer sich als „vor Gott und dem eigenen Gewissen privilegiert“ betrachten. Denn ihr tägliches Zwiegespräch mit den Seelen ihrer Kinder könne diese zu Christus hinführen.

Die Arbeiter

Dann wandte der Papst sich an die gleichfalls anwesenden Geistlichen Assistenten der katholischen Arbeiterbewegung Italiens (ACLI). Er hielt ihnen, fast könnte man sagen, eine kurze Vorlesung über die Unentbehrlichkeit einer spezifischen Seelsorge und Verkündigung und ihre psychologischen und soziologischen Voraussetzungen, wobei er das Arbeitermilieu mit dem ihm aus eigener langer Erfahrung vertrauten studentischen Milieu verglich und mit außerordentlichem Nachdruck hervorhob, daß eine spezifische Arbeiterseelsorge geradezu der Schlüssel zum Problem der Wiedergewinnung der Arbeiter für die Kirche ist.

„Die Kunst, den Arbeiter seelsorgerisch zu bilden, ist sehr schwierig geworden. In der Vergangenheit beschränkte sich die Sprechweise gegenüber dem Mann aus der Welt der Arbeit darauf, wohlwollend und konventionell väterlich zu sein und Ratschläge zu geben, die jeder Priester aus seiner persönlichen Bildung, Erfahrung und vor allem aus seinem seelsorgerischen Eifer schöpfen konnte. Heute dagegen ist eine sehr umsichtig gewählte (delicatissimo) Sprache nötig. Man riskiert, den Nagel nicht auf den Kopf zu treffen, nicht verstanden zu werden, aneinander vorbeizureden oder falsch eingeschätzt zu werden. Die Welt der Arbeit hat ganz eigene Bedürfnisse hervorgebracht, und sie besitzt entscheidende Bedeutung für die Gesetze des Landes und das christliche Leben der Nation.“

Deshalb fordere die Beziehung zwischen dem Priester und den Arbeitern „eine wahre und wirkliche Spezialisierung“. Wenn der Priester sich darauf beschränkte, „antiquierte Formen der Verkündigung anzuwenden“, würde er nur wenige ansprechen. Er muß die heutige Psyche des Arbeiters studieren. Er muß bedenken, daß weite Schichten unempfindlich für das Religiöse geworden sind, daß sie kein Gebet mehr kennen, daß ihre Sehnsucht nach Gott und nach einem tieferen Sinn ihres Lebens geschwächt ist. Er muß ihr Milieu, ihre Denk- und Sprechweise von Grund auf studieren. „Tatsächlich, das ist eine Kunst oder, wenn man will, eine Wissenschaft, eine Disziplin, die man sich auf das vollkommenste aneignen muß.“ Er, der Papst selbst, habe die Schwierigkeiten des Umgangs mit der Welt der Arbeit erfahren. Zum Schluß erinnerte der Heilige Vater an „die Enzyklopädie christlicher Soziologie“, die in den Dokumenten des päpstlichen Lehramtes enthalten sei, und besonders an die beiden Sozialenzykliken Johannes' XXIII., mit denen jeder Priester vertraut sein müsse, zumal wenn er es mit Arbeitern zu tun hat (vgl. „Osservatore Romano“, 13. 7. 63).

In einer weiteren Audienz am Schluß verschiedener Tagungen der Katholischen Aktion am 17. Juli kam der Papst nochmals auf die Beziehung zwischen Pastoral und Apostolat zu sprechen. In dieser Rede zeichnete der bisherige Erzbischof von Mailand aus Erfahrung ein Bild von den tatsächlichen Verhältnissen vieler Gemeinden in vielen Ländern, wie es von höchster Stelle kaum je so offen dargestellt wird. Der Papst sprach es in folgenden Worten aus:

Die Katholische Aktion im Leben der Gemeinde

„Man kann sagen, daß in manchen Teilen die christliche Gemeinschaft nicht mehr existiert oder sich von der Zeit hat überwuchern und abnutzen lassen oder den neuen Sitten keinen Widerstand geleistet hat. Die faszinierende Stimme der Welt mit allen ihren äußeren Verführungskünsten hat die Seelen hinweggezogen, die einstmals unserer Katechese, der Vesper, der Feier der heiligen Messe mit Andacht beiwohnten. So hat viel Volk sich zerstreut, mindestens geistlich betrachtet.“

Auch die leibliche Gegenwart bei den Festtagsmessen, bei unseren liturgischen Feiern hat abgenommen. Das zeigt an, daß die schwerwiegendsten negativen Phänomene sich auch inmitten derer ereignen können, die wir noch als unser Volk bezeichnen, das ja das christliche Volk, das Volk Gottes sein will. Ein Teil der Gläubigen ist von widerchristlichen Mächten verführt worden, sich zu entfernen, uns nicht mehr anzuhören, ja sogar gegen uns zu kämpfen. Außerdem stellt man da und dort in unseren Reihen Mängel im Gewebe fest, spärlichen Zusammenhang oder das Fehlen jener Fülle von Vitalität, die im gläubigen Menschen die Freude nährt, ein Christ zu sein und mit überzeugtem Eifer unsere Kirchen und Pfarreien zu besuchen und sich aktiv unsere großen und wichtigen moralischen, geistlichen und sozialen Probleme zu eigen zu machen.“

Während es eigentlich im Begriff des Apostolates liegt, nach außen vorzustoßen und geistliche Eroberungen zu machen, so folgte der Papst, ist es jetzt eine dringende Aufgabe der Katholischen Aktion, „die christliche Gemeinschaft wieder zusammenzufügen und den Sinngehalt des Volkes Gottes wiederherzustellen“ (vgl. „Osservatore Romano“, 19. 7. 63).

Die „leitenden Kriterien“ des neuen Papstes für die Katholische Aktion

Am 25. oder 26. Juli waren ungefähr 300 Beauftragte der Bischöfe für die Katholische Aktion aus allen Diözesen Italiens im Vatikan. Diese Audienz bot Gelegenheit, „die leitenden Kriterien des neuen Papstes“ zu diesem Thema darzulegen, und zwar kurz, aber grundsätzlich über „das Wesen (ragioni essenziali) jenes Teils der Wirksamkeit der Kirche, den man ‚Katholische Aktion‘ nennt“, zu sprechen.

Nach Worten der Begrüßung nannte der Heilige Vater die Katholische Aktion die Sammlungsbewegung der Laien, „die sich nicht nur auszeichnen durch das aufrichtige und unteilbare (coerente) Bekenntnis als Katholiken, sondern auch durch einen christlichen Einsatz (milizia cristiana) im Sinne ihres Namens. Dieser Einsatz hat heute durch die vertiefte theologische Besinnung über den Laien, der seiner kirchlichen Berufung in der richtigen Weise treu sein will und zugleich in Ehren sich in den Bereich der irdischen Realitäten vertieft, eine höhere Würde erhalten, und er ist gleichzeitig an Bedeutung gewachsen

wegen der Notwendigkeit einer religiösen und sittlichen Wiedergeburt unserer Gesellschaft.“

Wesen und Funktion der Katholischen Aktion, so fuhr der Papst fort, sind unter theologischen, spirituellen, rechtlichen und praktischen Gesichtspunkten in den letzten Jahren ausgiebig erörtert worden, und diese Erörterungen werden wahrscheinlich durch das Ökumenische Konzil zusammengefaßt werden. Er wolle sich deshalb auf einige allgemeine Kriterien beschränken:

„Wir möchten sogleich aussprechen, was niemand bezweifeln dürfte, wie Wir glauben. Wir wünschen, daß die Katholische Aktion lebe und im wesentlichen so bleibe, wie die Autorität und die Weisheit Unserer verehrten Vorgänger sie in den letzten Jahrzehnten gestaltet haben. Sie gehört nunmehr zum Gefüge der kirchlichen Verfassung. Ihre Formen sind verschieden, je nach den verschiedenen Ländern, Traditionen, Erfordernissen und Entwicklungen. Aber ihre Definition als Mitarbeit der Laien am hierarchischen Apostolat der Kirche bleibt. Die organisatorische Struktur, wie sie in Italien erreicht ist, in ihren grundsätzlichen Zügen, bleibt, und sie bleibt nicht nur als Begriff, sondern auch als Programm. Sie bleibt als Verpflichtung für jeden, der für die Intensivierung der Seelsorge und der Bildung der Laien für die apostolische Tätigkeit der Kirche Verantwortung trägt. Sie bleibt vor allem als Aufforderung an die Laien selbst, überzugehen von der trägen und passiven Auffassung des christlichen Lebens zu einer bewußten und aktiven, von einem Christentum, das mehr dem Namen nach als in der Tat besteht und die Probleme der Kirche nicht begreift noch daran teilnimmt, zu einem Glaubensbewußtsein, das überzeugt ist von der Möglichkeit und Pflicht, an der Fülle des kirchlichen Gemeinschaftslebens teilzunehmen und ebenso an der tätigen Verantwortung der Kirche, an ihrem schmerzhaften und glorreichen Zeugnis und an ihrer missionarischen Liebe.“

Der Papst ermahnte die bischöflichen Beauftragten alsdann, sie möchten „zu dieser Form des Apostolates Vertrauen haben“. Sie sei nicht überholt, nicht ersetzbar und nicht ausgeschöpft. Die Mittel zu ihrer Belebung seien enthalten in ihren eigenen Wurzeln und Wesensgründen und in ihrer Verknüpfung mit der katholischen Wahrheit, der Liturgie und der Gnade sowie in ihrer Verbindung zur Hierarchie.

Dann riet der Heilige Vater den Priestern, den Laien das notwendige Maß an Selbständigkeit einzuräumen. Er sagte: „Die Laien müssen die Katholische Aktion als ihr eigenes Werk betrachten können, das nicht nur für sie bestimmt ist, sondern auch von ihnen geformt und getragen wird, selbstverständlich in Bindung an die Hierarchie und mit der Bestimmung, ihr Gehorsam und Hilfe zu leisten, aber doch eigener Initiativen und Verantwortungen fähig. So nämlich ziemt es sich für einen Organismus, der danach strebt, bewußte und mündige Christen heranzubilden und dem vielgestaltigen Ausdruck ihres katholischen Lebens den Charakter der Reife und der Stärke zu geben, wie sich das für den aktiven und modernen Gläubigen gehört. Das Vertrauen, das Wir von euch Priestern für die Katholische Aktion verlangen, das fordern Wir auch von den Laien, und deswegen bieten Wir es ihnen zugleich an, in der Gewißheit, daß Wir es nicht zu bereuen haben werden, diese Laien in die Nähe der Hirten der Kirche rufen zu haben, als würden Wir diesen damit nur neue Sorgen, Kümmernisse, Befürchtungen und Nöte aufladen. Wir werden Uns vielmehr freuen dürfen und dem Herrn

danken, daß er uns in den Gläubigen, die sich in dieser Weise um unser Priestertum sammeln und formieren, die treuesten, liebsten, umsichtigsten und unerschrockensten Mitarbeiter finden ließ, die Freunde der vertrautesten und der traurigen Stunden, um wie Paulus von den Philippinern zu sprechen, die lieben und ersehnten Brüder, die Freude und die Krone des Apostolates für das Evangelium (vgl. Phil. 4, 1)“ (vgl. „Osservatore Romano“, 27. 7. 63).

Am gleichen Tage gewährte der Papst auch den Delegierten der weiblichen Jugend noch eine eigene Audienz und hob in einer Ansprache hervor, wie wichtig ihr Amt und wie er ihnen dankbar sei. Wir erwähnen das zum weiteren Beweise, daß Papst Paul VI. in der Katholischen Aktion das menschliche Energiezentrum des kirchlichen Apostolates in der heutigen Welt erblickt.

Zum letztenmal im ersten vollendeten Monat seines Pontifikates sprach Paul VI. am 30. Juli zu den Diözesanvorsitzenden der Katholischen Aktion Italiens, und wieder betonte er: „Sie wissen, wie sehr Wir die Katholische Aktion schätzen, und zwar sowohl die tiefen Gründe, die sie rechtfertigen, ja die sie in dem geschichtlichen Augenblick, den die Kirche jetzt durchschreitet, notwendig machen, als auch ihre organisatorischen Formen, die sich aus den Erfordernissen des hierarchischen Seelsorgsdienstes ableiten und ganz einfache und elementare Strukturen haben, die allerdings vielen qualitativen und praktischen Entwicklungen offenstehen, als auch ihre verschiedenen Unternehmungen, die darauf hinzielen, dem katholischen Leben religiösen und sittlichen Gehalt in Fülle und zugleich eine verständliche und wohlthätige Sinndeutung zu geben, und schließlich und hauptsächlich ihren Geist, der sie mit der Treue zu Christus und seiner Kirche und mit Liebe und Mut für das Apostolat in der modernen Gesellschaft erfüllt.“

Der Papst wandte sich dann dem Thema des Kongresses zu, der die übernatürlichen Quellen katholischer Aktion überdenken wollte. Es seien auch in den eigenen Reihen Tendenzen zu vernehmen, die das Schwergewicht in das ethische oder in das kulturelle Gebiet legen und das, was herkömmlich als Mittelpunkt katholischen Lebens gilt, der Konvention, der Äußerlichkeit und der Mittelmäßigkeit bezichtigen. Darum sei es angebracht, das übernatürliche Leben zu bedenken. Der Heilige Vater glaubt, daß die Besinnung der Katholischen Aktion auf das übernatürliche Leben ihrer Mitglieder keine Flucht vor der Verantwortung für die Nöte unserer Zeit ist und daß die Intensivierung des religiösen Lebens auf das Wirken der Katholischen Aktion im natürlichen Bereich der Kardinaltugenden einen belebenden Einfluß haben wird (vgl. „Osservatore Romano“, 31. 7. 63).

Aus Süd- und Westeuropa

Rationalisierung in der Seelsorge In einem Schreiben an den Klerus seiner Diözese, das vom 15. Mai 1963 datiert ist (vgl. „La Documentation Catholique“, 21. 7. 63), befaßt sich der Bischof von Lausanne, Genf und Fribourg, François Charrière, mit der Situation des Klerus in seiner Diözese und unterbreitet Vorschläge zu einer besseren Verteilung bzw. Einsparung geistlicher Kräfte in der ordentlichen Seelsorge. Zugleich fordert er den Klerus darin auf, über die Erzpriester und Dekane der Diözese seinerseits Vorschläge zu unterbreiten, damit noch vor Beginn der Zweiten Sitzungsperiode des Konzils

einige praktische Maßnahmen durchgeführt werden könnten.

Die Diözese Lausanne-Genf-Fribourg zählt zu den wenigen besonders priesterreichen Diözesen Mitteleuropas. Auf eine Einwohnerzahl von 925 554 und eine Katholikenzahl von 368 825 kommen 520 Weltgeistliche und 450 Ordensgeistliche, d. h., auf einen Weltgeistlichen kommen 1730 Einwohner bzw. 709 Katholiken. Nimmt man Welt- und Ordensgeistliche zusammen, so kommen auf einen Geistlichen 954 Einwohner bzw. 380 Katholiken. Angesichts dieser besonders begünstigten Lage seiner Diözese erinnert der Bischof an seine Kontakte mit Bischöfen aus Afrika und Lateinamerika während des Konzils und stellt seinem Klerus die „Gewissensfrage“, ob nicht durch eine bessere Organisation der Seelsorge in der Heimat Kräfte eingespart werden könnten, um diese priesterarmen Gebieten in den Missionsländern zur Verfügung zu stellen. Ein Priester habe ausgerechnet, daß man sich, wollte man sich auf das gleiche Niveau mit afrikanischen Diözesen stellen, mit sechs Priestern für den Kanton Genf zufriedengeben müßte. Es handle sich nun freilich nicht darum, den Maßstab der Missionsländer auf unsere Gebiete anzuwenden, aber „man muß sich dessen bewußt werden, daß Gott von uns Rechenschaft verlangen wird darüber, was wir mit unserem relativen Überfluß angefangen haben, und über die Anstrengungen, die wir unternommen haben, um unseren weniger begünstigten Brüdern zu helfen“. Bischof Charrière ist überzeugt, daß in seiner Diözese unter den gegenwärtigen Voraussetzungen wenigstens 50 Priester für die Arbeit in den Missionen freigestellt werden könnten, ohne daß dadurch die eigene Seelsorge den geringsten Schaden erleidet, ja er ist überzeugt, daß sich eine solche Maßnahme eher zum Vorteil der eigenen Diözese auswirken würde, man müßte nur die eigenen Kräfte besser koordinieren und die Arbeitszeit etwas rationeller einteilen. Es gelte deshalb, nicht nur im Hinblick auf die Missionsländer das eigene Gewissen zu erforschen, sondern auch „einige Lücken aufzudecken, die, wenn wir uns nicht davor hüten, schwerwiegende Folgen für unsere Diözese nach sich ziehen könnten“.

Die Arbeit in der Pfarrei

Bischof Charrière befaßt sich dann eingehend mit der Situation in den einzelnen Pfarreien. Er unterscheidet zwei Gruppen: Pfarreien mit nur einem Geistlichen und Pfarreien mit zwei oder mehreren Geistlichen. Er stellt fest, daß es in seiner Diözese noch viele Pfarreien gibt, die wegen der geringen Einwohner- bzw. Katholikenzahl keines eigenen Pfarrers bedürfen. Er dringt darauf, in Zukunft mehr als bisher solche Pfarreien zusammenzulegen und zwei oder mehrere einem einzigen Geistlichen anzuvertrauen, und zwar nicht wegen des Priestermangels, sondern, und das scheint das Bemerkenswerte, weil er überzeugt ist, daß der Geistliche in einer Pfarrei, in der ihm die Seelsorge nicht genügend Arbeit bietet, „in Gefahr kommt, nichts zu tun und sich allzuoft Zerstreuungen hinzugeben, die nicht immer gefahrlos sind“. Radio und Fernsehen seien sicher lobenswerte Einrichtungen, aber man könne es damit auch übertreiben. Er wisse auch, daß die Gläubigen im allgemeinen für Zusammenlegung von Pfarreien wenig Verständnis hätten, aber es sei notwendig, „daß wenigstens die Priester, die davon betroffen sein können, sich nicht widersetzen und daß sie unsere und ihre Verantwortung begreifen“. In mittleren Pfarreien, die nur über einen Priester verfügten, rekurre man ein-

mal im Monat oder wenigstens an den großen Festen auf eine Aushilfe aus dem Ordensklerus. Anstatt nun immer Aushilfen aus den Klöstern anzufordern, sollten sich diese Pfarrer lieber unter sich aushelfen, „so daß jeder Pfarrer Aushilfspriester in einer fremden Pfarrei ist“. Die Ordensgeistlichen könnten dann für andere, dringendere Aufgaben zur Verfügung stehen oder für die Arbeit in den Missionen freigestellt werden.

Bezüglich der Pfarreien mit zwei oder mehreren Geistlichen stellt Bischof Charrière die Frage, ob denn die Einstellung eines Vikars in diesen Pfarreien auch immer zugleich mit einer besseren Organisation der Seelsorge verbunden sei oder ob es nicht häufig so sei, daß man einfach die lästigsten und unangenehmsten Aufgaben dadurch loszuwerden versucht, daß man sie einem anderen überträgt. Mit der Einstellung von Hilfsgeistlichen und der Beauftragung von Laien mit dem Religionsunterricht sei nicht schon automatisch eine bessere Ausübung der Seelsorge garantiert. Die Pfarrgeistlichen werden besonders aufgefordert, sich mehr Gedanken über den Priesternachwuchs zu machen. Trotz verfügbarer Zeit würden sich die Geistlichen oft zuwenig darum kümmern. Gerade in dieser Frage müßten aber Anstrengungen unternommen werden, da die Zahl der Berufungen auch in der Genfer Diözese rapid zurückginge. Bald werde man nicht mehr von den „fetten Jahrgängen“ leben können.

Überpfarrliche Zusammenarbeit

Die gelegentliche Aushilfe zwischen Pfarrgeistlichen verschiedener Pfarreien wünscht Bischof Charrière auf alle Gebiete der Seelsorge auszudehnen und auf eine möglichst enge überpfarrliche Zusammenarbeit zu erweitern, besonders in Städten, wo sich eine solche Zusammenarbeit leicht durchführen läßt. Er greift dabei die geistliche Betreuung der verschiedenen Gruppen der Katholischen Aktion und der katholischen Verbände heraus, „die die Zeit und die Kräfte unserer Vikare und unserer Priester, die mit der Leitung der Katholischen Aktion beauftragt sind, aufbrauchen“. Der Gruppen gebe es viele, aber manche Pfarrgruppen zählten nicht mehr als fünf oder sechs Mitglieder. Dadurch werde die Arbeitskraft der Geistlichen zu sehr zersplittert. Hier müsse manches geändert werden. Nicht jede Pfarrei brauche ihre Arbeiterjugend, ihre Studentengruppe, ihre Jungarbeiterinnengruppe usw. „In ein und derselben Stadt muß es möglich sein, eine überpfarrliche Sektion der JOC, eine andere für die JOCF (weibliche Arbeiterjugend) und eine weitere für die JIC (Katholische Jugend des Mittelstandes) usw. zu organisieren. Und man könnte dann die dadurch gewonnene Zeit für andere Aufgaben verwenden.“ Der gegenwärtige Zustand sei nicht länger tragbar. „Wir bitten unsere Mitbrüder, diese Lage ernstlich zu prüfen, denn der gegenwärtige Zustand in manchen Städten kann nicht so bleiben. Wir sind im Gewissen verpflichtet, gewisse Maßnahmen zu ergreifen, und damit diese von Erfolg sind, bitten wir euch, darüber nachzudenken und uns eure Beobachtungen mitzuteilen, denn wir wollen nichts entscheiden, ohne eure Meinung gehört zu haben.“

Noch eine andere Form überpfarrlicher Zusammenarbeit nennt Bischof Charrière. In Pfarreien mit mehreren Priestern komme es an Sonntagen vor, daß manche Priester ihre Messe an einem Seitenaltar lesen müßten, weil die Hauptgottesdienste bereits belegt seien. Andererseits gebe es am Stadtrand Pfarreien mit nur einem Priester, der „tausend Nöte hat, einen Mitbruder zu finden, der bereit

ist, zu kommen und eine zusätzliche Messe zu lesen“. Auch dieser Mißstand könne mit einigem guten Willen behoben werden. In den Pfarreien mit mehreren Geistlichen sei der Bedarf unter der Woche größer. An den Sonntagen könnte ohne Schwierigkeiten der eine oder andere Vikar in einer Vorstadtpfarrei aushelfen, wo der Pfarrer allein ist. Viele Kapläne in den Städten beklagten sich darüber, daß sie keine Möglichkeit zum Predigen hätten. Das komme daher, daß man bei jeder Gelegenheit Aushilfen von außerhalb der Pfarrei, besonders von seiten der Klöster, in Anspruch nehme. „Es darf nicht sein, daß die Überfülle an apostolischen Kräften zu einer Schwächung unseres Priestertums führt, denn dann würden wir einschlafen und Gefahr laufen, in einer katastrophalen Situation aufzuwachen. Auch ohne Hilfeleistung für die Missionen droht unsere Schläfrigkeit uns in beklagenswerte Verhältnisse zu stürzen, und das sehr bald.“

Aus der totalitären Welt

Zur Auseinandersetzung der SED mit den Schriftstellern und Künstlern in der „DDR“

Schon der VI. Parteitag der SED (Januar 1963) stand innenpolitisch im Zeichen einer verstärkten Auseinandersetzung mit den Künstlern und Schriftstellern Mitteldeutschlands (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 369). Den Höhepunkt erreichte die Auseinandersetzung jedoch erst nach dem VI. Parteitag in den Monaten März, April und Mai. Bezeichnenderweise verurteilte die SED-Führung die ihr mißliebigen Schriftsteller erst, nachdem die Führung der KPdSU mit aufsässigen sowjetischen Literaten abgerechnet hatte.

Die Abkanzlung der Literaten in der Sowjetunion

In den letzten Jahren hatte die KPdSU ihre Aufmerksamkeit vorwiegend auf den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes konzentriert. Aus diesem Grunde wurde die ideologische Arbeit etwas vernachlässigt. Spätestens Ende vergangenen Jahres muß jedoch die Parteiführung der Sowjetunion festgestellt haben, daß ein erheblicher Teil der sowjetischen Intelligenz das Koexistenzprinzip auch auf den ideologischen Bereich von Kunst und Literatur ausgedehnt hatte. Die Enthüllungsliteratur über die Schrecken der Stalin-Ära hatte nicht nur einen immer größeren Umfang angenommen, sondern auch in der Romanliteratur wurden die Zustände naturalistisch-realistisch, im Gegensatz zu den Prinzipien des „sozialistischen Realismus“, gezeichnet.

Diese Selbstbefreiung der sowjetischen Literaten aus den Fesseln der kommunistischen Kunstdoktrin wirkte auch in die „DDR“ herüber. Auch hier wandten sich Schriftsteller und Künstler vom Dogma des „sozialistischen Realismus“ ab; die SED-Führung war jedoch wegen der anfänglichen Zurückhaltung der KPdSU unsicher und wartete ab. Als am 17. Dezember 1962 der sowjetische Chefideologe Leonid Iljitschow auf einer Zusammenkunft mit sowjetischen Kulturfunktionären und Künstlern die Künstler offen angriff, war dies für die SED-Führung ein willkommenes Signal, ebenfalls den Kampf aufzunehmen.

Die Dezemberberatung in Moskau brachte jedoch keinen eindeutigen Erfolg der KPdSU-Führung. Zwar wurde nur das Referat von Iljitschow veröffentlicht, jedoch sickerte durch, daß führende Repräsentanten der Sowjetliteratur,

wie Ilja Ehrenburg, assistiert von einigen jungen, wie Jewtuschenko, für die Freiheit künstlerischen Schaffens und gegen die Einmischung der Partei eingetreten waren. Die KPdSU-Führung sah sich einem literarischen Dekabristen-Aufstand gegenüber, der deshalb bedrohlich war, weil sich Vertreter verschiedener Generationen und Kunstauffassungen in ihrem Drang nach künstlerischer Freiheit einig waren.

Schon am 7. und 8. März 1963 wurden sowjetische Kulturfunktionäre, Schriftsteller und Künstler erneut in den Kreml gerufen. Diesmal sprach Chruschtschow zu ihnen. Er rechnete mit den Aufsässigen ab und forderte die Unterordnung der Schriftsteller und Künstler unter den Willen der Partei. Ilja Ehrenburg und andere wurden persönlich scharf angegriffen. Chruschtschow warf ihnen „nihilistische Auffassungen“, „schädliche Unparteilichkeit“, „Geringschätzung der revolutionären Vergangenheit“, „sozialen Infantilismus“, „intellektuellen Hochmut“, „herrschaftliche Herablassung“ und „ideologisches Kapitulantentum“ vor, er forderte, daß Literatur und Kunst als wichtige ideologische Waffen in strengster Parteilichkeit der Partei zu dienen haben.

Er stellte Jewtuschenko vor die Alternative:

„Scheuen Sie sich nicht, Genosse Jewtuschenko, Ihre Fehler zuzugeben. Fürchten Sie nicht, was Ihre Feinde über Sie sagen werden. Sie müssen klar erkennen, daß die Gegner beginnen werden, Sie zu loben, wenn wir Sie wegen des Abgehens von prinzipiellen Positionen kritisieren. Wenn die Gegner unserer Sache Sie für Werke, die ihnen genehm sind, zu loben beginnen, dann wird das Volk Sie mit Recht kritisieren. Sie müssen also wählen, was Ihnen besser zusagt“ (vgl. „Neues Deutschland“, 14. 3. 63, S. 5).

Chruschtschow bemerkte weiter:

„In Fragen des künstlerischen Schaffens wird das Zentralkomitee von allen — vom verdientesten und bekanntesten Literatur- und Kunstschaffenden ebenso wie vom jungen Debütanten — die strikte Einhaltung der Parteilinie verlangen... In der Literatur und Kunst unterstützt die Partei nur jene Werke, die das Volk beflügeln und dem Zusammenschluß seiner Kräfte dienen. Die Gesellschaft hat das Recht, solche Werke zu verurteilen, die von seinen Interessen divergieren“ (ebd.).

Wenn Chruschtschow ab Dezember 1962 für eine scharfe Kritik an den Schriftstellern und Künstlern eintrat, so hatte dies verschiedene Gründe. Er wollte verhindern, daß die ideologische Position der Partei innerhalb der Sowjetunion weiter untergraben wird, um in der weltpolitischen Auseinandersetzung mit dem Westen nicht geschwächt zu werden. Die Aufrechterhaltung der Führungsrolle im Ostblock machte es nötig, der „Aufweichung“ der inneren Front zu begegnen und bei den Auseinandersetzungen über die Konsolidierung der Parteidiktatur beispielgebend voranzugehen. Die „Neue Zürcher Zeitung“ stellte am 31. März 1963 folgenden weiteren Aspekt heraus: „Auch im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit den ‚Dogmatikern‘ in Peking besteht bei Chruschtschow die Tendenz, den Chinesen keine zusätzlichen Angriffsflächen zu bieten, etwa für Anklagen, daß man in Moskau den ‚sozialistischen Realismus‘ Stalins oder die ‚Parteilichkeit‘ der Kunst im Sinne Lenins verraten habe.“

Die „Aussprache“ vom 25. März

Die Reaktion der SED-Führung auf Chruschtschows verschärften kulturpolitischen Kurs ließ nicht lange auf sich warten. Das Halali aus Moskau, mit dem die Reviere von Kunst und Literatur zur Jagd auf aufsässige Elemente freigegeben wurden, war Musik in den Ohren